

Freiburger Rundbrief (XII/1964, 6/64) Juli 1965

10. Auf dem alten israelitischen Friedhof: Ihr Name: Mutter der Toten

Mit freundlichem Einverständnis der Schriftleitung entnehmen wir den folgenden Beitrag dem 'Rundbrief' (6/44), Essen, 31. 10. 1964.

Sie ist in diesem Jahre siebzig geworden. Leute aus aller Welt haben ihr zum Geburtstag gratuliert. Leute aus New York und aus Philadelphia, Menschen aus der Schweiz, aus England, aus Italien und aus Israel. Fast alles Menschen, die sie selber nie in ihrem Leben gesehen hat, und Menschen, die auch ihr nie begegnet waren. Sie ist und war gar weder eine Schauspielerin noch hat sie berühmte Chansons gesungen im Kabarett und im Fernsehen. Auch ist sie nie „öffentlich“ aufgetreten. Dennoch kam zu ihrem Geburtstag eine stattliche Zahl hochgestellter Persönlichkeiten. An ihr kamen sie nicht vorbei.

Ihre Geschichte ist einfach. Sie war noch nicht lange verheiratet, da zog sie mit ihrem Mann und ihrem zweijährigen Sohn in das Friedhofsverwaltungsgebäude an der Thalkirchner Straße in München, um ihrer Schwiegermutter, die auf dem alten israelitischen Friedhof Verwalterin war, mit ihrem Manne an die Hand zu gehen. Die alte Dame konnte mit der Arbeit allein nicht mehr fertig werden. Was anfangs nur Mitarbeit war, wurde schließlich eine selbständige Aufgabe. Sie zog von dem alten jüdischen Friedhof nicht mehr weg. Er wurde der Platz auf der Erde, auf den sie gestellt wurde. Und sie hat diesen Platz ohne große Worte als den ihren erkannt und angenommen.

Karin Friedrich hat seinerzeit in der Süddeutschen Zeitung über sie berichtet. Sie schrieb: „Sie kommt uns entgegen, um das Friedhofstor aufzuschließen. Sie ist klein, grauhaarig, und ihr Gesicht läßt an eine geduldige, sanftmütige Mutter denken. Für viele, die ihr heute noch aus aller Welt schreiben, ist sie ‚die Mutter der Toten‘ geworden. Sie ist der einzige Mensch, der bei den Gräbern auf dem Friedhof in den bitteren zwölf Jahren ausgeharrt hat. Heute sagt sie: ‚Wenn ich all das, was ich hier in der Nazizeit gesehen und erlebt habe, noch einmal mitmachen müßt‘, würd‘ ich lieber sterben — so grausam war das.“

Das ist im Grunde alles. Mehr war sie nicht, und mehr wollte sie auch niemals in ihrem Leben sein. Sie hatte keine hochtrabenden Pläne, die über das, was ihr anvertraut war, hinausgingen. Sie war und blieb bis heute, achtunddreißig Jahre lang, eine Münchner Friedhofsverwalterin. Und das Außergewöhnliche war nur eines: daß sie, die katholische Münchnerin, nicht Friedhofsverwalterin auf einem katholischen Friedhof war, auch nicht auf einem evangelischen, sondern einfach auf einem jüdischen Friedhof.

Vor achtunddreißig Jahren mochte das ja noch hingehen, aber ein paar Jahre später, da zuckte man schon die Achseln, da schüttelte man schon den Kopf, da fing man schnell an zu verachten und wegzuschauen. Wer von den Älteren kennt nicht dieses undefinierbare „man“, das unfaßbar war, aber um so härter traf, bekam man es am eigenen Leibe zu spüren.

Die Welt dieser zwölf Jahre spürte sie durch das Medium dieses Friedhofes hindurch. Das fing an mit den ersten Toten,

die sie 1933 aus Dachau brachten: die beiden Rechtsanwälte Alfred Strauß und Erwin Kahn. Und sie weiß zu berichten: „Alles hat heimlich gehen müssen mit der Beisetzung. Bei geschlossenen Türen. Aber trotz des Verbots haben wir Totenwache gehalten, wie es sich gehört!“ Und das endet in den Kriegsjahren — 1942 —, da die Gestapo den Friedhof endgültig schließt, weil man für die toten Israeliten keine Gräber mehr braucht. Auf die wartet etwas anderes. Güterzüge und Rampen und Gaskammern und Ofen.

Von ihr verlangen sie die Nennung der Namen aller Besucher; sie wollen, daß sie den Friedhof endgültig verläßt; sie sperren ihr das Gas ab und das elektrische Licht; und schließlich und endlich bringen sie ihr auch noch den Mann für fünf Monate ins Lager — defätistischer Äußerungen wegen. Aber sie kennt zu allem nur ein bescheidenes „Nein“ und bleibt:

„Wir gehen nicht“, sagt sie, „und wenn sie uns umbringen!“

Sie machte ihre Arbeit weiter von morgens bis abends, als wäre nichts geschehen. Und alles, was geschah, das mußte sie in ihrem Kopf allein verarbeiten. Sie, eine Friedhofsverwalterin, von der man eigentlich solche Entscheidungen und Verantwortlichkeiten gar nicht verlangen kann. Denken viele. Weil viele in ähnlichen Situationen waren und tausend Gründe hatten, um sich bestimmten Verantwortlichkeiten zu entziehen.

Lina Angermeier hat sich nicht entzogen. Weil dieser Friedhof für sie mehr war als eine tote Stätte. Weil sie die Menschen sah, die hierherkamen an die Gräber, weil sie nicht wenige kannte, die sie dann selber zu Grabe trugen, und weil sie sah, wie viele Abschied nahmen mit Tränen in den Augen, die Emigranten, die Flüchtlinge und die, die im Kriege schon, verstohlen hereinschauten, um eines Tages nie wiederzukommen. Noch heute kennt sie viele Namen:

... und unseren Doktor Wassermann, unseren guten Arzt. Das war ja ein Arzt von ganz Sendling für die Armen!“ sagt sie. Und nennt andere: die Rothschilds, die Justizrätin Strauß! Das sind für sie nicht irgendwelche Leute, das sind ganz bestimmte Personen, die sie nicht im Stiche lassen konnte, als andere das für „staatsbürgerlich notwendig“ erachteten.

So einfach ist das — und so schwierig, daß es nur wenige gab, die so wie sie handelten. Ins Lager noch zu ihnen ging, solange es möglich war, Rucksäcke voller Lebensmittel in ihre Wohnungen brachte, so lange, bis es eben nicht mehr ging.

Heute schreiben ihr Leute aus aller Welt. Vor fünf Jahren luden sie Freunde nach Israel ein. „Soviel Liebe, soviel Gastfreundschaft!“ sagt die zierliche Frau und nimmt die Ehrungen, die von überall her kamen, fast mit Verwunderung zur Kenntnis. Der Münchner Oberbürgermeister gab ihr die Medaille, die den Namen trägt: Den Freunden Münchens. Das ist ein Ehrenzeichen, das genau diese Frau kennzeichnet. Aber sie ist nicht nur ein Freund Münchens, denn so eine Haltung läßt sich nicht in eine Stadt „einengen“. Sie springt über die Stadtmauern hinweg. Aus Philadelphia schrieben Münchner Emigranten: „Wir sind stolz, Deine Freunde zu sein!“

Im Freiburger Rundbrief Jg. 16 Nr. 11

564

11. Das Volk Gottes in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft

von Eugen Rosenstock-Huessy, Norwich, Vermont/USA

Eugen Rosenstock-Huessy greift einen der schwierigsten Artikel auf, die es für ein Gespräch über den Glauben zwischen Juden und Christen geben kann: die Trinität.

Wir sagen: für ein Gespräch. Und damit möchten wir im Vorhinein, noch vor Beginn eines Sprechens über die hier vorgestellten Inhalte, gleichsam schon vor Beginn des Lesens dieses Beitrages, all das wadgerufen haben, was Martin Buber in „Elemente des Zwischenmenschlichen“ als Voraussetzung und Grundstimmung für ein wirkliches Gespräch so eindringlich

gefordert hat. Darüber hier in Kürze zu handeln, hätte wenig Sinn. Darum führen wir das Angesprochene nicht aus, sondern appellieren nur — aber das mit allem Nachdruck —, damit einem vielleicht aufkommenden Sprechen erspart bleibe, was Buber beispielhaft aus eigenem Erleben von einer wohl glänzenden „Auseinandersetzung“ sagen mußte: „Das Gespräch verdarb.“

Es kann keine neue Trinitätslehre geben. Aber der Kristall des Dogmas funktelt jedem Jahrhundert neu die Wahrheit zu. So läßt sich erst der

Ansatz seines Versuches begreifen, der darin besteht, daß Rosenstock-Huessy auf geschichtstheologischer Ebene jüdischem Denken einen Zugang zu einem „Verständnis“ der Trinität schaffen will. Es bedarf wohl kaum des Hinweises, daß der Verfasser aber zugleich auch den Christen anspricht: auf ein Überdenken eines vielleicht nahezu ausschließlich und daher zu einseitig abstrakt vorgestellten Glaubensinhaltes hin.

Für jeden Versuch dieser Art gilt, daß er sich seines Charakters bewußt sei. Und doch ist die darin sich bekundende Beschränkung zugleich ein Vorteil, vielleicht sogar der entscheidende, der einen Anstoß zu einem Gespräch erst möglich macht.

I. Volk Gottes in Quarantäne

Als der Kirchenfunk in mich drang, die Frage des Volkes Gottes zu behandeln, da war mir, als sähe ich das Zeichen „Hochspannung! Lebensgefahr!“ vor mir. Wo von Gott die Rede ist, da wird entweder gepriesen oder gelästert, geflucht oder gesegnet — alles andere ist Makulatur. Gottes Name ist immer eine Bewegung von ihm auf uns oder eine Bewegung von uns auf ihn zu. Er läßt uns niemals in Ruhe. Das Schlimme ist nun aber, daß wir heute über Gott reden, ohne diese Lebensgefahr zu empfinden. Der Mensch will aber gefährlich leben, und so hat er in dem letzten Jahrhundert entweder das „Reich“ oder das „Volk“ als seinen Gott empfunden und hat um das Reich und das Volk gelästert und gesegnet, geflucht und gebetet. Und heute ist nun die merkwürdige Lage entstanden, daß das „Volk Gottes“ eigentlich andersherum buchstabiert werden müßte: „Volk“ ist der Gott, und „Gottes“ ist nur ein Zusatz zu Volk; „Gott“ ist etwas Banales, eine objektive Feststellung, so etwas wie das „rechte Volk“ vielmehr.

Wenn aber Volk zum Gott wird, so muß natürlich etwas Schreckliches passiert sein; denn Gott hat die Völker geschaffen als seine Geschöpfe, und die vergehen und sind nicht ewig, wie er ist. Wenn ich mich daher anschicke, vom „Volk Gottes“ zu reden, so möchte ich sagen, wir müssen wohl das Wort erst einmal in Quarantäne tun. Das heißt, es ist so vergiftet, daß wir es nicht unmittelbar jetzt betasten, besehen, beschreiben und definieren dürfen; wir müssen uns erst einmal davor fürchten, weil ein großes Unglück passiert ist: Das Volk hat sich an die Stelle Gottes gesetzt, und Gott ist zu einem Begriff herabgesunken. Ich kenne Theologen, die von dem „Gottesbegriff der primitiven Völker und der Urstämme“ sprechen, so, als ob Gott je ein Begriff sei, und Er ist doch die Macht, die uns segnet oder der wir unsere Segenswünsche, unsere Bitten, aber auch unsere Verwünschungen vortragen.

Das Wort muß heute in Quarantäne getan werden. Man kann nicht ungestraft vom Volk Gottes reden, nachdem die Angehörigen des einen Volkes Gottes, die Israeliten, millionenweise hingerichtet worden sind und die Überlebenden sich in einen weltlichen Staat flüchten, von dem sie selber behaupten, er habe mit dem Volk Gottes der Bibel nichts zu tun. Es gibt eine Partei in Palästina, die möchte sich „Kanaanäer“ nennen, nur um diesen Zwischenfall der letzten viertausend Jahre vom Volke Gottes endgültig von ihren Schultern zu nehmen; die hatten zu schwere Lasten zu tragen, weil sie das Volk Gottes hießen und weil ihnen dafür geflucht worden ist, weil sie dafür ja heute noch gehaßt werden.

Das Wort in Quarantäne tun heißt aber nicht, es zufrieden lassen. Ich möchte Ihnen zeigen, daß, wenn man sich des Wortgebrauchs enthält und sagt: Ja, was da in Jerusalem und Tel Aviv geschieht, das macht vielleicht diesem ganzen Vorstellungskreis vom Volke Gottes ein Ende, oder: Was der Hitler da getan hat in Deutschland, daß man ihn hat anbeten müssen wie das Tier aus dem Abgrund — das bedeutet also, daß wir mal eine Weile schweigen sollten von den göttlichen Dingen, nachdem sie so mißbraucht worden sind. Ich glaube doch, man kann in dieser Zwischenzeit, in dieser Zeit der „Wüstenwanderung“ sozusagen, wo man sich des Wortes „Volk Gottes“ in der Anwendung auf einen gegenwärtigen Moment vorsichtig enthält, sehr viel lernen — wie ja die Krankheit zur Gesundheit gehört; ohne die Krankheit wüßte man nicht, worin die Gesundheit besteht. Ohne Unheil kein Heil.

Ich schlage also vor, daß ich Ihnen vom „Volk“ etwas sage und von den „Völkern“ und wie es denn dazu gekommen ist, diesen merkwürdigen Singular „Volk Gottes“ in eine Welt hineinzurufen, die in Wirklichkeit — das ist heute ganz vergessen — nur aus Völkern besteht; der Plural „Völker“, wie bei den Bienenvölkern, die der Imker züchtet, ist älter als der Singular. Erst gab es Völker, und erst innerhalb der Völker hieß die Einzelgruppe Volk, längst bevor es zu diesem stolzen Singular „Volk Gottes“ gekommen ist.

Und wenn wir daher uns einmal das Wort „Volk“, ohne den großartigen und gefährlichen Zusatz: „Gottes“, hineinrücken in die Ordnung des Menschengeschlechtes, so wird uns vielleicht aufgehen, daß wir aus der Quarantäne heraus dereinst wohl wieder vom Volk Gottes werden reden dürfen, weil nämlich das Wort „Volk“ eine merkwürdige Qualität hat, die es von „Nation“, von „Staat“, von „Reich“, von „Stamm“, von „Familie“, von „Gemeinde“, von „Körperschaften des öffentlichen Rechts“, „Kantonen“, „Bundesländern“ usw. unterscheidet, weshalb es also auch wahrscheinlich so krank geworden ist. Das Wort „Volk“ hat eine bestimmte Qualität in der Zeit, die dem Staat und dem Reich fehlt. Ich will zunächst auf die größte Lästerung, die mir in meinem eigenen Leben zu Ohren gekommen ist, zurückgreifen, bevor ich Ihnen nun den nützlichen Gedankengang auseinanderzusetzen versuche, der mir aus dieser Erkrankung des Wortes „Volk“ aufgestiegen ist. Es war im Jahre 1933 in Berlin, daß ich in meinem eigenen Hause einen Freund empfing, der Pfarrer war. Er war der Adjutant — es ging damals sehr militärisch zu — des Reichsbischofs Müller, und ich hatte mit ihm — er ist jetzt tot, und so kann ich auch seinen Namen nennen: Horst Schirmmacher, Pfarrer in Westfalen — zusammen eine Festschrift für den General-Superintendenten Zöllner herausgegeben. Schirmmacher kam zu mir als mein Freund, obwohl ich im Begriff war, nach Amerika auszuwandern und aus Hitlers Reich zu fliehen. Und er sagte: „Sei doch froh, alles, was du verlangt hast, Arbeitslager, Werkgemeinschaften, Reform des akademischen Geistes, alles das geht jetzt in Erfüllung.“ Ich sah ihn etwas skeptisch an, und da fügte er hinzu: „Natürlich, über eins müssen wir uns verstehen: Hitler ist Christus.“ Es war mir, wie wenn die Flammenschrift des Menetekel beim König Belsazar an meiner Wand erschiene, und ich wußte, daß ich keinen Tag länger in diesem Lande weilen sollte, wo man so eine Gotteslästerung aussprechen durfte: „Hitler ist Christus.“ Ich erzähle diese Geschichte, damit Sie begreifen, daß es mir persönlich ernst ist mit der Quarantäne des Wortes „Volk Gottes“; denn Christus hat ja sein Volk, seine Apostel in der Kirche zu dem neuen Israel, zu dem neuen Gottesvolke zu machen unternommen. Indem nun in einen — wie soll man sagen — Entgleiten dieser Titel hineingetragen wurde von seinen schnüchigen Anhängern, war eine ganze Geschichte allerdings zu Ende, eben die Geschichte vom Volk, das Gott aus den Völkern singularisiert und in die Einzahl stellt.

Aber ist es denn nicht genug, daß die Völker in der Mehrzahl da sind? „Volk“ hat den großen Vorzug — wenn wir ganz irdisch sprechen —, daß ihm die Zukunft offen steht: Von „Volk“ sprechen die Theologen sowohl wie die Philosophen, wie die Soziologen, wie die Historiker als von dem formlosen Teil. So wie in der Zelle ein Kern und ein weiches Protoplasma, das noch formbar ist, sich teilen in die Herrschaft des Tages, so teilen sich *Amt* und *Volk* in jeder Gruppe in der Gegenwart. Der Amtsträger ist der Skelettierte, Profilierte, Bestimmte, endgültig Waltende, mit der bestimmten Befugnis Ausgestattete; das Volk dagegen tummelt sich, es sorgt für den Nachwuchs, ihm ist die Zukunft offen. Es gibt andere Gruppenbegriffe, denen diese Zukunftsfreude fehlt, diese Zugewandtheit der Erwartung auf das, was noch kommt, diese Vorbereitung, noch zu lernen, wozu man eigentlich da ist. Nehmen Sie das Wort „Stamm“, das blickt deutlich nach rückwärts. Auch in der Familie wird man von den Ahnen, den Großeltern, den Ureltern sprechen, aber ganz ausgeprägt ist doch in jedem Altstamm, daß man da den Gott vernimmt von rückwärts, von der Vergangenheit her. Dort sind das

Recht, die Sitte und die Ordnung und die Heiligkeit und der Segen, und wer sich gegen den Ahnherrn vergeht, auf dem liegt sein Fluch.

Wir haben also hier einen Gegensatz: Volk = zukunfts zugewendet, Stamm = vergangenheitsträchtig und -mächtig. Es gibt in „Staat“ und „Reich“ aber noch zwei Lieblingsbegriffe, und wir sind in der deutschen Sprachwelt in der besonderen Lage, uns mit Staat und Reich in den letzten Jahrhunderten so gültig getan zu haben, daß schließlich in Gegenwehr der Volksname beschworen worden ist, weil wir zu verstaatlicht und zu verreichlicht zu denken schienen. Als Fichte sagte: „Werdet Volk“, und als der komische Ausdruck von der „Volksverbundenheit“ aufkam, da nahm man also an, daß der pensionsberechtigte deutsche Beamte nicht volksverbunden sei oder daß er — und die Professoren und die Philologen und die Historiker —, daß sie alle reichsbegeistert oder staats-trunken seien, und sie müßten also auf das Volk, den Träger der Zukunft, erst hingelenkt werden. Was hat es hier mit „Reich“ und „Staat“ für eine Bewandnis? Nun, der Staat ist das Volk zu Schutz und Trutz, hat Treitzschke gesagt; „Staat“ ist der gegenwärtige Machtfaktor einer vielleicht der Zukunft sogar ermangelnden Gemeinschaft, die aber heute ihren Mann steht, die, wie man ja auch sagt, „Staat macht“. Im ersten oder zweiten Weltkrieg bis zum Untergang des Staates, bis zum Ende der Gegenwart reicht die Macht des Staates. Der Racker Staat ist also ein Gebilde, in dem Vergangenheit und Zukunft der Gegenwart dienen. Das ist anders als im Stamm, wo der Vergangenheit gehuldigt wird, und anders als im Volk, wo man fröhlich des Nachwuchses, der Fruchtbarkeit, des „zahllosen Gewimmels auf Erden in Abrahams Nachkommen“ — wie die Bibel das beschreibt — werden soll. „Alle Völker der Erde“, heißt es da, die also dem einzelnen Staat sich gegenüberstellen. Der Staat ist heutige Macht — oder er ist nichts; wer ihn heute beleidigt, der bekommt seine Macht zu fühlen. Die Majestätsbeleidigung ist der Kern sozusagen dieser Machtanschauung, daß, was nicht heute mächtig ist, nie im staatlichen Bereich Geltung hat.

Das Volk hat Zeit, viel Zeit. „Die fremden Eroberer kommen und gehen, wir gehorchen, aber wir bleiben stehen“, heißt es vom Volk in der „Braut von Messina“.

Also wir wollen uns merken, daß der Staat heute ist — von gestern weiß er nicht viel, da liegt gewöhnlich ein Unrecht zwischen gestern und heute, wie der Einbruch Friedrichs II. in Schlesien 1740. Aber hernach gehört ihm Schlesien, es gehört zum preußischen Staat! Wer fragt nach dem Unrecht von gestern! Heute ist heut!

Und wieder anders liegt das Zeitgefühl für die, die reichstrunken sind. Auch das Reich lebt zwar in der Gegenwart, aber es ist nicht so sehr auf Macht gegen Nachbarn gegründet, nicht so sehr auf Kriegführung, als auf die wunderbare Widerspiegelung der Himmelsordnung auf Erden. Auf dem Thron sitzt des Kaisers Reichsmajestät mit dem Reichsapfel. Und was bildet der Reichsapfel ab? Den Kosmos, die Ordnung der ganzen Welt, und sie spiegelt sich in den Ständen. Von der Majestät und ihrem Haupte fließen herunter die Würden der Ämter am Hofe, der Ämter im Reiche. Die Arbeitsteilung von Bauern und Bürgern, von Kriegern und Priestern ergeht von dieser Weltkugel, die das Reich tröstend über eine sonst dunkle, nächtliche, verwirrte Menschheit stülpt. Und so haben wir im „Reich“ auch ein Heute, aber es ist sozusagen das Heute des Himmels, der Zeitlosigkeit, der Ewigkeit. Und alle, die in Deutschland heute noch von dem Reich der Deutschen träumen und es nicht sehen, daß es in einem großen Weltkriege von zweimaligem Aufblühen verbraucht und vergangen ist, die wollen die Menschen, die zwischen Rhein und Weser heute leben, nicht als ein Volk unter den anderen gelten lassen, nicht als einen Staat unter den anderen Staaten, sondern sie wollen ihm im Reiche ein Gleichnis der Ewigkeit aufgeprägt sein lassen.

Es hat immer viele Reiche gegeben, aber sie kümmern sich, so wie das Chinesische Reich, nicht um die Fremden. China war das „Reich der Mitte“, und eine große Mauer trennte es von der übrigen Welt. Darum ist es kein Zufall, daß dieses

letzte Reichsland, China, heute die ganze Welt mit der Weltrevolution bedroht; denn die Chinesen haben, so bald sie aus dem Reich hinaustreten in die Welt, keine natürlichen Grenzen mehr! Die Chinesen könnten, weil sie Kommunisten geworden sind, nicht mehr sagen, daß sie Chinesen sind im alten Sinne; denn ein Chinese war ein Mitglied eines Reiches einer ewigen Ordnung — gestern, heute und morgen. Und da lohnt es also vielleicht, festzustellen, daß man nach rückwärts blicken kann und sein Familienleben führen kann als stammstreuere Nachkomme und Nachfahre, daß man leben kann in einer himmlischen, astronomischen Ordnung, wo sich das Oben auf Erden unten spiegelt im Reich, daß man leben kann mit der Härte des gegenwärtigen mächtigen Mannes, der seine eigenen Grenzen, Eigentum, Kinder usw. verteidigt gegen die Nachbarn, gegen die Grenznäheren, gegen den Erbfeind und wie all die Ausdrücke in dem staatlichen Leben der letzten zwei Jahrhunderte gelaute haben, oder daß man auch bescheiden sprechen kann von dem formlosen Wesen „Volk“, das eigentlich erst morgen kommt, so wie es der 22. Psalm wunderbar ausdrückt — und deswegen hat ihn vielleicht Jesus am Kreuze gebetet, als er sagte, daß sein Herr der Herr sei des Volkes, das morgen zustande kommen wird, das noch gar nicht da ist!

Zwischen Reich und Volk hat auf deutschem Boden ein Ringkampf stattgefunden. Ich habe selbst im Jahre 1925 einer politischen Wählerversammlung beigewohnt — sie war von den Deutschnationalen einberufen, und zum Schluß wurden wir aufgefordert, das Luther-Lied zu singen: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Und als dann die letzte Zeile erklang — wer beschreibt mein Entsetzen, als ich merken mußte, daß dieser Schluß: „Das Reich muß uns doch bleiben“, den Sinn des Deutschen Reiches haben sollte. Armer Luther! Die Gotteslästerung war also so vollständig wie die vom Volke Gottes, das nur existieren könne, wenn Hitler Christus sei. Da ist mir aufgegangen, was für ein Kurzschluß passiert ist, wie wirklich Hochspannung, Lebensgefahr eingetreten sind. Die Deutschnationalen um Hugenberg haben sich die Restauration ihres Reichtraums versprechen und verheißen lassen von dem Volksträumer. Er meinte, das Volk Gottes sei Gott, sein Volk sei göttlich und er sei der Stifter, sein Volkssohn — in dem Sinne, wie die Bibel von dem „Sohn des Menschen“ spricht. Mit dieser schamlosen Anmaßung aber fand er Gehör bei den Guten, den Ehrbaren, den gar nicht Besoffenen, Betrunknen, Begeisterten, sondern den nur Staats- und Reichsgläubigen; die ließen sich ihren Reichsmythus verheißen und versprechen und waren willig, nicht hinzugucken auf den Preis, den der Volksverheißer ihnen dafür abforderte.

Und so ist die große Schwierigkeit heute, von Reich und Volk anschaulich, überzeugend und mit Wärme zu sprechen, daß man diese beiden Worte zunächst einmal auf den Schindanger legen muß. Die Ewigkeit oben im Himmel, die das Reich spiegelt auf Erden, und die Zukunft, die das Volk verheißt, weil es noch gar nicht da ist, weil es erst kommen soll, weil es also erwartungsvoll uns alle Bilder von ihm erlaubt, alle Vorstellungen — ohne daß eine einzige davon nachprüfbar wäre oder war — haben sich in einer schrecklichen Umarmung gegenseitig auf die Spitze getrieben. Und so ist und bleibt meine Vorstellung, daß wir in der Quarantäne sind. Reich und Volk werden im Augenblick besser nicht gebraucht für die Gegenwart.

Aber ich bilde mir ein, daß, wenn uns das Schaudern erfaßt vor dem Mißbrauch dieser Worte, wir in die Nähe des Gesunden schon kommen. Nur die Gefühllosigkeit, nur die Gleichgültigkeit zerstört den Gebrauch der göttlichen Wahrheit und des Gottesnamens. Wir dürfen, wenn uns schaudert — „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil“ —, hoffen, daß wir ins Leben gerufen werden. Es ist sozusagen die Einfallspforte in einen kranken Körper für den Moment der Gesundung, daß uns vor dem Mißbrauch schaudert. Ich will daher glauben, daß man — nachdem man sich genügend geschützt hat, mit den nötigen Isolierungsanzügen wie bei der Hochspannungsleitung — doch mit Erfolg und mit sehr prak-

tischen Ergebnissen hineinblicken darf in die Vorgeschichte dieses Volks Gottes in den letzten Jahrtausenden.

Juden und Christen haben da vom Volk Gottes geredet, und indem ich uns selber einen Augenblick von dem Gebrauch dieser Namen ausschließe, hoffe ich, Klarheit zu gewinnen über die Einheit des Alten und des Neuen Bundes, des alten und des neuen Israel. Und das ist sowohl, glaube ich, für Juden wie für Christen heute von ungeheurer Bedeutung, wo sie unter den Völkern der Welt, unter den Heiden, unter den „Gentes“, beide zusammen eine klägliche, schrumpfende, fast sektierisch anmutende Minderheit zu werden drohen. Wollen wir uns erholen, so muß die Gesundheit des Volksnamens selbst stattfinden da, wo er zwischen Juden und Christen zerrieben worden ist: in der Einheit der Offenbarungs-Überlieferung. Seitdem von einem Volke Gottes die Rede ist, ist ja von zwei Völkern Gottes die Rede gewesen. Und so verspreche ich mir eine „Medizin“ sozusagen davon, daß wir nun zurückblicken in die merkwürdigen Widersprüche zwischen dem Alten und Neuen Volke Gottes. Von daher wird uns dann vielleicht die Kraft kommen, über die Krankheit von heute hinauszuwachsen und zu sehen, daß unter den vielen Völkern der Welt das Volk Gottes heute eine weder als Judentum noch als Christentum so einfach zu bezeichnende neue Stelle erhält. Das Volk Gottes, das aus dem Schauern über den gegenwärtigen Mißbrauch und aus der geschichtlichen Rückwendung in die merkwürdig zwiespältige Haltung der beiden Völker Gottes zueinander, das aus den beiden Schritten erwächst, hat vielleicht Zukunft; dann wäre es wieder Volk. Und wenn es eine gemeinsame Zukunft hätte, dann wäre es sogar das Volk Gottes. Denn „Volk“ ist ja das Noch-Ungeformte, und „Gottes“ wäre es, wenn es gesegnet wäre und wenn man über dieses Volk den Namen Gottes anrufen dürfte, ohne zu lästern.

Geben wir doch einmal einer ganz einfachen Feststellung Gewicht, der Feststellung, daß Gott am Anfang nicht ein Volk geschaffen hat, sondern Mann und Weib als den Menschen; dann sieht man, daß aus unserer schauerhaften Verstrickung in der Gegenwart, aus dem Mißbrauch von Reich und Volk sich für unser weiteres Nachdenken die einzige Frage erhebt: Ja, wie verhält sich denn der rechte Mensch zu dem rechten Volk? Wie ist denn die Relation von Mensch und Volk? Steckt da vielleicht die Ursache für die Verwirrung, die eingetreten ist, als man Gott nur das Volk und nicht mehr den Menschen schaffen ließ?

Es mag ein Trost für uns sein, daß in früheren Jahrhunderten der Mißbrauch des Volkes Gottes genauso empfunden worden ist wie heute. Ich finde in einem anonymen englischen Gedicht von 1620 den folgenden Vers: „What? Shall thy people be so dear to thee no more? Or is not heaven to earth so near as here to fore?“ Das heißt auf deutsch: „Wie? soll dein Volk dir nicht mehr so lieb sein, oder soll Himmel zu Erde nicht mehr so nahe sein wie zuvor?“ Zuerst wird vom Volk Gottes, dann vom Reich, das Himmel und Erde ausgleicht, traurig gesagt, daß sie verschwunden sind. Das war 1620, das war das Jahr, in dem die Pilgerväter in Amerika ein neues „Kingdom of heaven“, ein neues Reich Gottes und ein neues Volk stifteten. Sie empfanden damals, was wir heute wohl empfinden mögen. Anatol France hat es so ausgedrückt: „Das Leben eines Volkes ist eine Folge von Elenkigkeiten, Verbrechen und Tollheiten.“

II. Die Dreieinigkeit in beiden Israel

Wir haben „Volk“ und „Reich“ in Quarantäne gesteckt. In der Zwischenzeit wollen wir rückwärts blicken, um nachher in die Zukunft gelangen zu können. Und wenn wir rückwärts blicken auf Juden und Christen, Kirche und Israel, dann steht nichts so hart und widerstandsfähig zwischen ihnen wie die Lehre von der Dreieinigkeit. Die Christen haben ein Dogma, über das der Jude gern lacht, vom dreieinigen Gott. Ich möchte Sie auffordern, nicht zu lachen, aber auch andererseits nicht den Juden nur verstockt zu schelten, sondern zu begreifen, daß die jüdische Lehre von der Dreifaltigkeit und die christliche Lehre von der Dreieinigkeit einander tatsächlich

ausschließen, daß aber die Juden auch an eine Trinität glauben und glauben müssen, solange sie Juden zu sein vermögen. Ich glaube, die Schwierigkeit, die der dreieinige Gottesname dem Juden bereitet, wird dadurch aufgeschlossen und gemildert werden können, daß er selber Umschau hält und sich eingesteht, daß auch er ein Parallelgebilde, eine Lehre von der dreifachen Geburt der Wahrheit in seinem Herzen anerkennen muß.

Für den Christen ist die Dreieinigkeit die Sicherung gegen die Menschenvergötzung, gegen die Hitlererei, gegen den Neronismus, gegen den Kaiserkult, gegen die Diktaturen. Weshalb? Weil der zweite Adam gottgleich genannt wird in dem Dogma von der Dreieinigkeit, wird die Gottähnlichkeit der Weltkaiser gebrochen. Als Konstantin, der römische Kaiser, der Sieger an der Milvischen Brücke, das Zeichen über sich anerkannte, in dem er siegen werde, da war das nicht mehr der eigene Imperatorenname, die eigene Göttlichkeit, sondern er erkannte an, daß er im Schatten einer höheren Gottmenschlichkeit, Gottgleichheit diesen Sieg erfechte. Und so ist von Konstantin durch ein ganzes Jahrhundert hindurch um die Dreieinigkeit in der christlichen Kirche gerungen worden. Und es ist ein großartiger Kampf. Immer wieder ist der heilige Athanasius von Alexandrien ins Exil gegangen, um dieses einen Wortes willen, mit dem der 2. Artikel des nicänischen Glaubensbekenntnisses „den Sohn dem Vater“ gleichgesetzt hat. Ich finde nicht, daß in den Dogmengeschichten jemals ausgesprochen wird, daß nur auf diese Weise eine Ausöhnung von Kaiser und Kirche stattfinden konnte, ohne das Christentum in Grund und Boden zu verderben. Nur wenn Christus klar und deutlich nicht bloß ähnlich, sondern gleich dem Schöpfer dastand, als Schöpfer allen Menschengestes, nur dann war es nicht lebensgefährlich für die Kirche, den Kaiser als Christen in ihren Reihen anzuerkennen; denn Götter waren die Kaiser gewesen, vergöttlicht war Alexander der Große, waren die Großkönige von Persien, nun gar die Pharaonen von Ägypten. Sie waren die auf Erden den Himmel herumtragenden und allen mitteilenden und spendenden Götter. Konstantin hatte das Erbe der Kleopatra ebenso wie das Erbe Alexanders des Großen zu verwalten. Alle seine Vorgänger waren vergottet worden. Wie sollte nun ohne das dreifaltige Gottesbekenntnis der eine Gottmensch, der am Kreuze gelitten hat, über diese Gottkaiser erhört werden? Doch nur dadurch, daß er die Gottähnlichkeit dieser Kaiser überbot. Und so ist also für den Christen die Bedingung eines göttlichen Wandels auf Erden daran geknüpft, daß niemals ein Herrscher, niemals ein Machthaber oder Diktator über den Gekreuzigten sich erheben dürfen.

Und da nun die Völker in ihrer Angst und in ihrer Huldigungsliebe sich in den Staub werfen vor dem Dreck des irdischen Menschen, der „erhabenen Majestät“, da die Minister Wilhelms II. noch, wenn sie an ihn schrieben, „in Ehrfurcht erstarben“ — das war die wörtliche Floskel, die ganz überflüssigerweise damals in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts neu eingeführt wurde in Preußen-Deutschland —, da dieses „Ersterben in Ehrfurcht“ vor einem irdischen Machthaber sich immer neu einstellt, ob der Machthaber nun Stalin heißt oder Wilhelm II., so mußte das Gottesvolk, das neue Israel, das unter die Völker trat und das „unter alle Völker“ gesandt wurde, wie es im Lukas- und Matthäus-Evangelium steht, der Versuchung einen Riegel vorschieben, irgendeinen Machthaber für gottähnlich oder für gottähnlicher als den leidenden Menschensohn zu erklären. So ist für den Christen die ganze Kirchenfreiheit, die ganze Menschlichkeit enthalten in der Gleichsetzung von Gott und Mensch. Wenn Gott nicht Mensch geworden ist, dann sind wir allerdings alle im Nebel, fraglos jedem Tyrannen, jeder Mode, jedem Radiofunkpruch, jeder Idiotie, jeder Seuche des Geistes ausgeliefert.

Aber das Dogma der Trinität ist noch umfassender, es sieht dann noch den dritten Artikel von der „Fruchtbarkeit des Menschensohns“ vor. Hier wird des Menschen, der in seinem Leiden Gott offenbart und nicht in seiner Macht, der in seiner Schwäche die Stärke Gottes, des Schöpfers, besser repräsentiert als alle Machthaber und sämtliche Cadillac- und Mer-

ceats-Besitzer mit ihren unendlichen Pferdekräften zusammen genommen, Fruchtbarkeit wird seine Volksgründung beschrieben. Aus der Menschwerdung Gottes wird ein Volk, wird die Kirche. Die Fruchtbarkeit des Sohnes zeigt sich im Heiligen Geist, und die Völker werden dem Einzelmenschen gleichgeachtet, wenn sie von diesem Heiligen Geist sich ergreifen lassen und wenn sie also zu seinem Volke werden — über den Sohn zum Volke des Vaters. Das alte Israel ist Abrahams Samen. Die Kirche aber ist ein Volk aus dem Geiste; und jeder Christ ist wie Abraham, oder es gibt die Kirche nicht!

Da steht nun nachher — nachdem man diesen großartigen Gang der Erfahrung vom Gottvater zum Gottsohn, zum Heiligen Geist einmal zurückgelegt hat — klipp und klar für die Kinder im Konfirmanden-Unterricht eine Liste von Dreien, und da kommt natürlich die Versuchung des orthodoxen Juden zum Vorschein, zu sagen: Das sind ja drei Götter. Immer hat die Kirche freilich diese „Dreigötterlehre“ als Ketzerei heftig bekämpft; trotzdem wirft der Jude dem Christen heute noch Aberglauben vor. Gott sei einer.

Die Einheit Gottes kann aber, nach unserem menschlichen, zeitlichen Wesen, nur in der Zeit erfaßt werden. So, wie ich atmen muß, um zu leben — und der Atem braucht Zeit, sechzehn Atemzüge in der Minute sind normal —, so scheint mir, daß in der heiligen Dreieinigkeit der Atem Gottes sich widerspiegelt. Je ein Atemstoß Gottes ist die Erschaffung des Menschen, das Wirken und das Leiden des Sohnes und die Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Wir können nur nacheinander erfahren und erfassen und begreifen, was in einem Nu geschieht. Wir zerlegen. Uns gliedert sich in diesem Augenblicke, in dem nächsten Augenblicke und in dem dritten Augenblicke der eine Akt Gottes, mit dem er ein neues Menschenvolk schafft, in drei Sekunden. Wehe uns, wenn wir diese Sekunden nicht zusammenhalten! Aber wehe uns auch, wenn wir uns einbilden, mit dem bloßen Namen Gottes — mit dem bloßen Wort „Gott“ sollte ich besser sagen — schon seine Schaffenskraft, seine Lebendigkeit, seine Unmittelbarkeit, seine Unentrinnbarkeit, seine Wirksamkeit und Fruchtbarkeit zu beschreiben oder nachzuerleben.

Für mich ist also von Jugend auf die Dreieinigkeit das natürlichste, dem Atem vergleichbare Erfassen der göttlichen Wirksamkeit gewesen. „Einatmen, innehalten, ausatmen“ könnte man es nennen. In jedem Geschehen gibt es einen Anfang, eine Mitte und ein Ende. So versucht die Dreieinigkeit, den Eingriff Gottes in das von unserem armen Verstande allein nicht erfassbare volle Leben zu beschreiben. Gott ist kein geometrischer Begriff, denn er macht uns sprechen. Gott greift ein, und Sprechen braucht Zeit. Die Herren Denker, die Griechen, leugnen das. So können sie die Demut des Trinitätsdogmas nicht fassen. In den zwei Bänden der „Sprache des Menschengeschlechts“ (1963—65) habe ich den zeitlichen Charakter unserer Gottesnamen gegen sie verfochten. Aber das alte Israel bildet eine zweite Front.

Die Juden sagen: Ein Gott, einzig! Eure Dreieinigkeit ist Abfall, ist Heidentum! Ja, aber auch der Jude kommt hinter den Völkern her. In der Mitte der Geschichte tritt Abraham auf, sieht um sich, sieht die Völkertafel und die Völkerverwirrung und glaubt, aus allen diesen Völkern werde ein Volk werden, und den Keim dazu wenigstens müsse er legen. Er steht auch mitten in der Zeit; Gott hat ja die Völker schon geschaffen und in die Verwirrung gehen lassen. Nun tritt Abraham auf, und hinter ihm soll also bis in die letzten Zeiten der Geschichte sein Wirken fortgehen. Dreieinigkeit ist da auch. Auch da ist ein Vorher, eine Mitte und ein Ende, in denen sich Gott verschieden offenbart. Nur ist das Verhältnis von einzelnen und Volk umgekehrt. Das jüdische Volk und der einzelne Jude stehen in dem umgekehrten Verhältnis wie der Christ zum Heiligen Geist. In jedem Christen muß das Kreuz neu gelegt, neu akzeptiert, neu durchlitten werden, dann kann er ein Volk gründen, eine Gemeinde, eine Bekehrung vornehmen. So sind die Missionare, so sind die Apostel an die Enden der Welt gegangen, ein Volk nach dem anderen mit dem Heiligen Geist erfüllend. So sind die Orden ent-

sprungen aus den geistigen Lenden dieser Brüder Abrahams. Gottes Völker wie Benediktiner, Franziskaner, Redemptoristen, aber auch Presbyterianer, Congregationalisten, Lutheraner und viele, viele mehr. Bei den Juden ist es umgekehrt: der einzelne Jude wird hineingeboren in das Israel, in das Gottesvolk. Das ist schon da, und der Jude braucht also sich mit der Herkunft dieses Judenvolkes, das da am Sinai die Offenbarung und Wegweisung empfangen hat, nicht weiter zu beschäftigen. So erscheint ihm Gott nur als der einzige. Aber für die anderen Völker, die auf das Judentum blicken, erscheint der Jude nur als Mitglied seines Volkes. Der einzelne Jude? — ist eben auch ein Jude. So sind sie alle. heißt es; alle Juden werden in einen Topf geworfen, ohne Ausnahme. Weshalb denn? — weil die zweite Person der göttlichen Offenbarung im Alten Bunde in der Form des Volkes geschah. Nicht ein einzelner wurde berufen, nicht ein einzelner litt, sondern die Juden leiden, und sie leiden noch heute; den Juden wurde geflucht, und ihnen wird noch heute geflucht; die Juden erleiden Pogrome und werden umsetzt von Land zu Land gejagt, und ihr Tempel wird zerstört, und sie werden verspottet. „Die“ Juden. Der einzelne — und Hitler hat das ja ad absurdum durchgeführt —, ohne Unterschied des eigenen Glaubensstandes sogar, wurde als Jude massakriert, vergast, ermordet, gefoltert, gepeinigt, verspottet.

Ist das keine Trinität? Ist da nicht auch Gott erst, der die Welt, den Adam und die Eva erschaffen hat, der dann hingreift in die Völkergeschichte und einen beruft, der an ihn glaubt und ihm glaubt, daß die Ewigkeit von nun an auf seiner Seite sein wird, daß er endlos Zeit hat? Und mit diesem Eingriff in die Geschichte der schon von Gott geschaffenen Schöpfung tritt auch da für den Alten Bund eine wirkliche Trinität in Kraft; denn der einzelne Jude weiß nun als Jude, daß Gott sein Vater ist, und die anderen — die Gojim, die Gentes, die „Völker“ —, die wissen davon nichts. Israel erkennt überhaupt gar nicht an, daß unter den „andern“ dieser selbe Weg — Gott, Volk, einzelner — beschritten werden kann; der ist den Juden reserviert. Die andern? — sie werden als einzelne von dem Juden angeredet, daß sie sich gut benehmen müssen; aber sie teilen ja seine Vorgeschichte nicht, sie teilen nicht seine Berufung, sie teilen nicht seine Erlösung. Ich glaube also, daß zwei Trinitäten vorliegen — bei den Juden in der Reihenfolge: Gott, Israel, Israelit; bei den Christen in der Reihenfolge: Gott, Seele, Volk.

Als der fromme Arnobius im 4. Jahrhundert seine Schrift schrieb über die „Berufung der Völker“, benutzte er den 139. Psalm, um zu sagen, daß, wie der König David, jeder Christ, der sich eine neue Aufgabe stelle, eine von Gott ihm geheißene Aufgabe in Angriff nehme, daß der ein neues Volk gründe. Und da ist ja also in sehr schöner Weise der Vers aus dem 139. Psalm von ihm trinitarisch ausgedeutet worden: „Mein Schützer, auf dich habe ich gehofft; denn du unterwirfst mein Volk mir.“ Dazu sagt Arnobius: Das gilt für jeden geistigen Führer, das gilt für jeden geistigen Stifter. Und es hat mich sehr gerührt, zu finden, daß also da dieser Bischof aus der Völkerwanderungszeit in seiner Lehre von der Berufung der Völker darauf gebracht worden ist, die Trinität, ganz ohne Unterschied der Konfession, auf Juden und Christen anzuwenden, indem er aus dem Alten Testament diese trinitarische Lehre von David und seinem Volk auf alle geistigen Kriegsführer, wie er sie nennt, übertragen hat.

Ich glaube, es ist Zeit, daß die Vergrüchung von Judentum und Christentum weicht. Unter ihr hat man im letzten Jahrtausend mit der Dreieinigkeit nichts anfangen können. Ich habe nie verstanden, wie man Christ sein könnte, ohne die Dreieinigkeit in diesem ungeheuren Geisteskampf der Jahrhunderte blutig ernst zu nehmen. Jetzt habe ich aber gelernt, daß es wahrscheinlich nur möglich ist, weiterzukommen und zurückzufinden in die echte Überlieferung unseres Glaubens von Anbeginn der Welt an, wenn wir die jüdische Trinität und die christliche Trinität zur Deckung bringen, wenn wir sehen, daß auch dem David sein Volk und dem Abraham sein Volk und dem Moses sein Volk erst gegeben worden sind aus dem Geiste Gottes und daß der einzelne Jude daher, wenn er

auf diese seine Stifter schaut, Verständnis gewinnen muß für die Notwendigkeit, unter den Völkern das Gottesvolk durch die Lehre von der Trinität zu verteidigen. Es ist nicht anders möglich, jener Urtraum-Verfassung der Völker entgegenzutreten, mit der sie sagen: Wir sind schon immer bei Gott gewesen, so daß wir keine weitere Stimme zu vernehmen brauchen. Es ist notwendig, ihr entgegenzustellen, daß im hellen Lichte der Geschichte Gott weiter geschaffen hat über die alten Völker und ihre Zerstreuung hinaus.

In dem sind Altes und Neues Testament einig, daß Gott immer weiter schafft. Die Menschen, die er vorfindet, glauben meistens, viel früher geschaffen zu sein. Sie hinken hinter Gottes neuen Schöpfungsakten her: sie sind vorjüdisch, vorchristlich. Das kann man ja gewiß von den Nazis sagen, daß sie sehr stark versuchten, dreitausend Jahre vor Christus zu leben, also bevor Moses die Kinder Israel aus Ägypten geführt hatte. Heute marschieren viele gerne nach Ägypten zurück, so, als hätte es die ganze Offenbarung nie gegeben. Die Dreieinigkeit ist ein Anruf, daß Gott in der Mitte der Geschichte unerhört Neues tut und schafft, ein neues Volk zu den alten, träumenden, von jeher gewesen zu sein behauptenden Völkern.

Ich will es an einer Geschichte deutlich machen. Als Paulus vor Damaskus umkehrt, ergriffen von der neuen Wahrheit, die er bisher bekämpft hat, da geschieht das in der Weise, daß ihm in der Sprache der Bibel der Davidssproß zuruft: „Saul, mein Saul, warum verfolgst du mich?“ Er erkennt plötzlich, daß er die Rolle des Königs Saul im Alten Testament spielt und daß Jesus der David ist, der wie in der Bibel, im Alten Testament, seinen König fragt: „Was verfolgst du mich? Du mußt doch zugeben, daß ich dir voran bin im Geiste des Friedens und im Geiste der Frömmigkeit!“ Und in dem Augenblick, in dem Saulus von Tarsus sich als den König Saul des Alten Bundes wiedererkennt, fällt es ihm wie Schuppen von den Augen, daß Gott nicht einfach eines nach dem andern tut, sondern daß jener, der gestern gestorbene Jesus von Nazareth, dessen Anhänger er bisher verfolgt hat, ihm, dem heute lebenden Saul von Tarsus, weit voraus ist.

Und hier gewinnt nun die Lehre von der Trinität erst ihre volle Gewalt wieder, wenn wir sehen, daß sich dank ihrer das Verhältnis der Zeit zwischen Gott und dem Menschen umkehrt. Was für uns Nachher und Später ist — der jüngere Mensch, die neugeborene Generation, der Jahrgang der Beatnicks oder der „Halbstarken“ —, das kann ganz unmodern und ganz alt sein im Verhältnis zu Gottes Geschichtszeit, „Später“ ist nicht „besser“, sowenig wie „vorher“ „schlechter“ ist. Auch „vorher“ ist nicht „besser“, sondern Gottes Eintritt in die Zeit stellt dich und mich vor die Frage — und das gilt für Juden und Christen —: Ist nur der nach mir Geschaffene mir überlegen, oder ist das der, den Gott schon vor mir geschaffen hat und schon hat leiden und leben lassen?

Die Aussöhnung des Trinitätsstreits zwischen Juden und Christen scheint mir also bedingt zu sein von der Einsicht beider, daß sich unter dem Eingriff Gottes etwas, was längst geschehen ist, als noch auf uns wartend herausstellt, daß die Zeit eine andere Qualität bekommt als vorher, wo sie für die Kinder in uns, für die Naiven, für die Einfältigen einfach aus Gestern. Heute und Morgen besteht. Das wirkliche Heute Gottes kennt solche naive Uhrzeiteinteilung nicht; da ist das Herrlichste schon geschehen und wartet darauf, von uns erfüllt zu werden. Und so wie die Offenbarung am Sinai, indem sie den einen, einzigen Gott proklamiert für alle Völker und verbietet, seinen Namen auf den Wahn, auf den Götzendienst eines einzigen Volkmythus oder Reichmythus zu übertragen, so wie da im Alten Testament für alle Zeiten etwas gesagt worden ist — und der Jude doch innig glaubt, daß das eines Tages allen Völkern eingängig werde —, so ist in Christus bereits die Offenbarung erschienen, wie man denn diesen Glauben an den lebendigen Gott zu leben und auszuleiden habe bis aufs letzte, wie man in der Leidenshaltung so fruchtbar werde, daß daraus ein neues Volk entstehe, wie also der Tod in das Leben, aus seiner Grenz- und Grabesstellung heringerissen werde in die Position des Fruchträgers, des Sa-

menkornes. Alles das hängt zusammen mit der Umkehrung der Zeitvorstellung, die Juden und Christen beide gemeinsam haben; denn die Zehn Gebote — das glaubt jeder Jude —, warten auf ihre Anerkennung durch die frommen Heiden, heute wie damals.

Nicht anders bedeutet aber die Trinität, daß das längst erschienene Heil von uns scheinbar viel später Lebenden noch gar nicht als unsere Zukunft anerkannt ist. Und in dieser merkwürdigen Umkehrung des Verhältnisses der Zeit, wie ich es nach der Geschichte von Saulus und Jesus vor Damaskus erzählt habe, scheint mir vielleicht eine Öffnung zu sein, eine Pforte, hinter der eine Aussöhnung zwischen der Lehre der Dreifaltigkeit und der alten Lehre vom einzigen Gott des Alten Testaments sich anbahnt:

Ich will das mit einer letzten Geschichte beschließen: Israel tritt seine Sendung an die Christen nach dem Evangelium dadurch ab, daß über Jesus die Taube erscheint, der Ausdruck des Heiligen Geistes. Die wenigsten aber heute wissen, oder fast niemand scheint zu wissen, daß die Taube Israel selbst symbolisiert und daß in Jesus ganz Israel verkörpert wird nach der Erzählung des Evangelisten. Wenn aber Israel durch die Taube symbolisiert werden kann, so wie der dritte Artikel der Trinität als Taube den Heiligen Geist darstellt, dann hat auch Israel einen trinitarischen Glauben, dann hat es eben als Volk im Symbol der Taube Gottes Heiligen Geist als ganzes Volk für sich und teilt ihn nun seinen einzelnen leiblichen Gliedern, jedem Israeliten, dadurch mit.

Würden unsere Evangelien-Kommentare und unsere Auslegungen des Alten Testaments etwas symbolgläubiger sein, so würden sie längst diese Einheit zwischen der Verkörperung Israels als Taube und der Verkörperung des Heiligen Geistes als Taube aufgegriffen haben. Merkwürdigerweise finde ich das nur in dem Kommentar zur Genesis von Benno Jacob ausgesprochen, der 1934 erschien und vielleicht wegen dieses ungünstigen Datums nicht den Widerhall gefunden hat, den dieses großartige Buch verdient. Dort ist die Einheit der alttestamentarischen Überlieferung wunderbar dargelegt. Und was ich nun versucht habe, in Ergänzung zu dieser Lehre Benno Jacobs von der Einheit des Alten Testaments, ist, Ihnen die Einheit von Altem und Neuem Bund in der Dreifaltigkeitslehre nahezubringen.

III. Elektronenweibchen oder Völkerschöß?

Für die Gegenwart haben wir uns versagt, vom Volke Gottes zu reden. Wenn wir in die Zukunft sehen, wenn wir uns fragen, was denn morgen aus uns werden soll, in jedem Sinne dieses merkwürdig rätselvollen „Aus-uns-werden-Soll“, ob wir auf diesem Planeten noch friedlich als Kinder Gottes werden spielen dürfen, da ist uns sehr wenig geboten. Um uns herum herrscht die Physik; die beherrscht uns so sehr, daß unsere Bedürfnisse von jeder neuen Elektronen-Erfindung verändert werden. Willig lassen wir uns leiten zu immer neuen technischen Möglichkeiten — wir fliegen, wir sehen fern, wir hören fern. Wir können alles, wir wissen aber nicht mehr, was wir sollen. Wollten wir also den heutigen Zustand in die Zukunft hinein verlängern, würden wir vor einem Rätsel stehen.

Der glänzende Arzt und Physiologe Ludwig Schleich hat von dem Menschen einst gesagt, er sei doch nichts als ein rasendes Rotationsskelett; denn wenn man ihn richtig anleuchte, so befänden sich alle unsere Teilchen in einer unendlichen, millionenfachen Wellenbewegung. Wenn der Mensch nach Schleich ein rasendes Rotationsskelett ist, so ist nach den neuesten Forschungen der Physik das Frauenwesen, das ich liebe, ein Elektronenweibchen; denn das ist die größte Genauigkeit, mit der man heute die Subsistenz unserer atomaren, molekularen, physiologischen und anatomischen Existenz beschreiben könnte. Der Mensch als Elektronenweibchen; die Person, die ich liebe, die Person, die ich gerne verkläre, besingen, hegen, pflegen möchte, ein Elektronenweibchen. Wie geht von da der Weg zum Volke Gottes? Es scheint ein Abgrund da zu klaffen; denn unmittelbar läßt sich aus dem

Elektronenweibchen nicht zur Person, zum Amtsträger, zum Heiligen, zum Apostel, zum Bischof, zum Prediger, zum Säng-er der Wahrheit gelangen. Das weibliche Geschlecht reprä-sentiert, nicht in allen seinen Vertreterinnen, aber doch als solches, das empfängliche Element des Lebens, das von außen durch die Liebe Bestimmbare, Prägbare. Das Weib steht dem Volkstum insofern näher, als es wie das Volk zukunfts-trächtig leben muß, um weiblich zu sein. Führt ein Weg vom Elek-tronenweibchen zum Volk Gottes? So zynisch dieses Wort „Elektronenweibchen“ von mir gewählt ist, so wahr ist es doch, daß, wenn es uns nicht gelingt, diese physikalische Ein-sicht in unseren Wellencharakter hinauszureißen in die Zu-kunft, wir verlogen sein würden. Wenn wir den wirklichen Steilabfall der Menschheit in das Nichts der Natur — in das Vernichtbare der Natur, in den Todescharakter unserer Exi-stenz — nicht ernst nehmen, dann wird uns auch das Reden vom Volke Gottes keinen Segen bringen. Es wäre eine Ver-kümmernng.

Wenn ich die Äußerungen der offiziellen Vertreter der Kirche über das Volk Gottes dem gegenüberstelle, so werden Sie sehen, daß mir diese nicht radikal genug sind. „Kraft gött-lichen Rechtes“, so sagt der katholische Theologe *Hugo Rah-ner* an einer Stelle, „aus der Stiftung Christi heraus, gibt es in der Kirche Amt und Nichtamt, Amtsträger und Volk.“ Oder es sagt *Jungmann* in seinem schönen Werk über die „Missarum Solemnia“: „Wir wenden heute in liturgischen Dingen der Beteiligung des Volkes mehr Aufmerksamkeit zu, als es frühere Generationen getan haben; denn die Kirche ist mehr als Klerus, sie ist das von den geweihten Amtsträgern geleitete Gottesvolk.“

Ich glaube nicht, daß diese Worte, so richtig sie sind, wirk-sam sein würden, um uns, nach der Beschreibung unserer Natur als einer bloßen Wellenbewegung, mit neuer Kraft zu einem Volke zusammenzuschließen, über das Gott willens wäre, seinen Namen zu setzen. Ich fand einen Trost und eine Verheißung für die Zukunft in dem seit 1940 erst neu be-kannten Manuskript des Bischofs *Melito von Sardes*, der 140 nach Christus schrieb, also fast gleichzeitig mit den Rollen vom Toten Meer, die man auch gefunden hat und die so großes Aufsehen erregen — ich weiß eigentlich nicht ganz, weshalb. Diese Schrift von dem Melito von Sardes ist doch viel aufregender. Sie ist aus der vollen Macht der unmittel-baren apostolischen Überlieferung geschrieben: daß hier der Menschensohn der Same und Ausgangspunkt eines neuen Vol-kes werde. Auch er weist darauf hin, daß sich das Verhältnis der Zeiten umgedreht hat: er spricht von David als dem Ver-folgtten, und daß deswegen Saulus plötzlich zum Paulus ge-worden sei vor Damaskus, weil er in Christus den „ewigen David“ wiedererkannt habe, den Gottesknecht, der verfolgt wird und der nach seinem Tode erst zur vollen Wirksamkeit kommen muß als der Auferstandene, da die Lebenden ein-sehen, daß sie in ihren Sünden tot sind, während er lebt, so sehr lebt, daß er uns allen erst unsere Bestimmung mitteilt.

Diese Umkehrung der Zeit drückt dann Melito von Sardes in einer ganz wunderbaren Weise aus, indem er von uns Men-schenkindern sagt, vom dem Elektronenweibchen und dem Elektronenmännchen also sozusagen, daß wir geschaffen seien im Ebenbilde des Geistes. Was heißt das? Da scheint mir ein Licht zu dämmern, mit dem wir uns fröhlich in die Zukunft wenden könnten. Im Alten Testament heißt es, daß der Mensch geschaffen sei als Ebenbild Gottes, „männlich und weiblich schuf er ihn“. Melito von Sardes macht in unserer Ära, in unserer Zeitrechnung daraus: Der Mensch ist ge-schaffen im Gleichnis des Geistes. Das heißt offenbar — da der Geist ja zwei und drei vereint und die ganze Kirche zu-sammen, die vielen aus allen Völkern, die Zungen reinigt zu Pfingsten und uns alle zusammenschließt zu einem Volke — nicht der einzelne kann hoffen, Gott auf Erden darzustellen und zu verkörpern, wie das die Griechen gemeint haben mit ihrem Geniekult; das nicht: aber die im Geiste Vereinten, sie bilden Gottes Volk, sie sind erst jener Mensch, in dem der Widerspruch zwischen einzelnen und vielen Menschen auf-gehoben ist, in dem das Geheimnis uns plötzlich erwiesen

wird, daß Gott, als er den Menschen schuf, ein Volk schuf, und als er die Völker schuf, den Menschen schuf. Dies bleibt ja immer rätselhaft, daß jeder einzelne von uns sich als *der* Mensch wissen darf, den Gott geschaffen hat, daß aber doch die Völker von uns eine Eingliederung und eine Einbettung verlangen und erwarten, in der wir Frucht tragen müssen, in der uns erst in Enkeln und Urenkeln wiedererstrahlt, was wir als Licht hineingeworfen haben in die Fluten der Geschichte. „Volk und Mensch“, so könnte also das Thema der Gedanken, die hier folgen, heißen: Ich habe aber vorgezogen, es zu nen-nen: „Elektronenweibchen und Völkerschöß“. Bevor wir näm-lich „Mensch“ und „Volk“ identifizieren — wie das die Hit-lerzeit getan und darüber die Menschlichkeit zerstört hat — und bevor wir einfach zum Alten Testament zurückgreifen („männlich und weiblich schuf er dieses sein Ebenbild“), scheint mir, daß wir erst ernst nehmen müssen die Erniedri-gung des Menschen zum bloßen Elektronenhafen, zum rasen-nden Rotationsskelett, und daß wir auf der anderen Seite den Schritt zwischen Mensch und Volk etwas sorgfältiger erwägen. Der Schoß der Frau trägt neue Menschenkinder, die dann zu einem Volke werden mögen. Aber es ist unmodern im 19. Jahrhundert gewesen, die Empfänglichkeit — die auch der Künstler hat — als weiblich zu erfassen, als Schoß. Wir haben von „Persönlichkeit“ geredet, ja wir haben einen Persönlich-keitskult getrieben; Helden und Heilige und Händler und wie alle die Maskulina heißen — Krieger und Arbeiter — sind die Typen der Literatur des letzten Jahrhunderts gewesen. Von ihnen möchte ich mich ausdrücklich absetzen und weg-wenden im Gehorsam gegen den merkwürdigen Charakter unserer innersten Natur, daß wir Schoß der Zeiten sind. Ein Völkerschöß, das wäre eine Stellung, eine Haltung des einzel-nen zwischen Person oder „reinem Menschentum“, vom Kopf des Humanismus her gesehen, und dem Völkergewimmel. Es wäre ein geheimnisvoller Gehorsam gegen die langsame, schwerfällige, tunnelartige Durchsetzung unserer Aufgaben auf Erden, auszutragen, was reif ist. Wenn die Elektronen-weibchen zu einem Völkerschöß, zum Schoß des zukünftigen Volkes der Menschheit sich umgestalten ließen, wenn das ge-länge, dann würde allerdings wieder vom Volk Gottes in einem besonderen Sinne die Rede sein dürfen. Aus der tief-sten Erniedrigung, der tiefsten Zerstörung, dem radikalsten Nihilismus wandelte sich dann das Bild des Menschen; er würde aus bloßen Atomen zu dem Träger der Zukunft.

Wir haben bereits gesagt, daß „Volk“ immer zukunfts-trächtig ist; es war das Wesen des Volkes Gottes, daß es aus allen den Pluralen, der Gentes, der Autochthonen, der von jeher dagewesen zu sein behauptenden Gojim, sich absetzte als das Volk von morgen — aus dem 22. Psalm —, aus dem Volk, das erst hervorgehoben werde aus der Hand seines Gottes als sein Werkzeug — übermorgen, überübermorgen und am Ende der Tage. Wie nun, wenn es uns gelänge, mit neuem Sinn uns dieses Volk zu erwerben, daß wir uns beschieden, zwischen dem Jahrhundert der Massen, das auf uns zudrängt und nur aus Elektronen zu bestehen scheint, uns einzuschieben als ge-duldige, austragende, empfängliche Seelen? Überall haben Menschen dieser Sehnsucht gehuldigt. Es gibt ein Gedicht anonymer Herkunft aus dem „Weißen Ritter“, dem besten Organ der Jugendbewegung, wie es im Jahr 1926 erschien. Es ist weltlich verfaßt, und doch, wenn man genau hinhört, ist zu merken, wie die christliche Überlieferung vom Volke Got-tes sich darin neu niedergeschlagen hat:

Nur wer im Kreis lebt, hört die Kunde
Und sieht den Himmel offenstehn.
Wir, aufgeharkt im tiefsten Grunde,
Sind nun im Lichte, stark und schön.
Wir, schwerer noch mit Schuld beladen
Als jeder, der uns stumpf gezeugt,
Sind nun in Gottes Wurf geraten
Und gehen in Gottes Hand gebeugt.

Mit diesem Ausdruck: „Wir sind in Gottes Wurf geraten und gehen in Gottes Hand gebeugt“ ist ja das Samenhafte der

neuen sehnsüchtigen Seelen ausgedrückt. Ich will aber darauf hinweisen, daß diese Passiva — „in Gottes Wurf geraten“, „gezeugt“, „beladen“, „in Gottes Hand gebeugt“ nicht zufällig sind. Das Passivum hat im 19. Jahrhundert, von Kant bis Marx, alle Mißhandlung erfahren müssen. Die Menschen waren willentlich aktiv, tätig. „Im Anfang war“, angeblich, „die Tat“. Und sie war dann danach — sie bestand aus bloßem Zuschlagen. Das Tun ist so in den Vordergrund geraten, daß ich erst darauf hinweisen muß, daß zum Menschen das Aktivum und das Passivum gehört, daß Mensch der ist, der nicht nur liebt, sondern auch geliebt wird, der nicht nur handelt, sondern der sich auch behandeln läßt. Diese Doppelung ist die Voraussetzung dafür, daß Mensch und Volk jemals zu einer Versöhnung kommen können.

Wenn wir im Geiste Gottes das Ebenbild des Menschengeschlechtes sehen sollen, dann ist das nur möglich, wenn wir unseren Geist reinigen und das Aktivum und das Passivum, beides, in uns ernst nehmen, wenn wir auch — mit anderen Worten — Weiblich und Männlich nicht mehr getrennt in uns erhalten. Der Mensch von heute muß zugrunde gehen, wenn er sich mit dem Mannsein und seinem Willen und seinem Tun weiter identifizieren wollte. Da ist kein Vorzug vor Gottes Augen zwischen Tun und Getanwerden, zwischen Lieben und Geliebtwerden, zwischen Leiden und Handeln. Beides hat seine Zeit.

Heute aber ist wohl das Symbol des Weiblichen, des Empfänglichen das Wichtigere. Die Seele als „Braut“ ist vielleicht wichtiger heute als der Geist als „Bräutigam“. Und weil nun in unserer Grammatik, in der Philosophie und unserer Theologie dies Passivum unterschätzt wird, jedenfalls nicht den gleichen Rang bekleidet wie das Aktivum, deswegen habe ich mir erlaubt, von Elektronenweibchen zum Völkerschiff einen Weg aufzuzeigen oder zu bahnen; denn im Aufzeigen bahnt man, und im Bahnen zeigt man.

Die alten Sprachen hatten eine weise, umfassende Ordnung, in der sie von unseren menschlichen Situationen sprachen. „La conditione humaine“, wie man heute so pathetisch sagt — ich weiß nicht, weshalb das französisch besser klingt als deutsch —, „Die Bedingung unserer menschlichen Existenz“ ist das „Medium“, in dem es noch nicht feststeht, ob ich tun oder leiden, ob ich Amboß oder Hammer sein soll. Goethe hat zwar gemeint, man müsse sich entscheiden und eines oder das andere sein. Ich will Ihnen aber verraten, daß er selber sich nie entschieden hat; wir wissen bis zum Schluß bei Goethe nicht, ob er Amboß oder Hammer war. Man darf also seine vielen Reime nicht zu ernst nehmen, man muß auf den Geheimen Rat Goethe und den Schatz Wolfgang sehen und wahrnehmen, daß er selber sorgfältig vermieden hat, jedesmal zu sagen, ob er Amboß oder Hammer war. Er war immer beides, weiblich und männlich, mütterlich und väterlich, sogar Bräutigam und Braut, empfangend und zeugend.

Der Schoß, die Fruchtbarkeit des Menschen, beruht auf dieser medialen Haltung, daß wir in jedem Augenblick ebenso berufen werden durch Gehorsams-Empfängnis, wie wir selber berufen und bestimmen durch befehlsmäßigen Einsatz. Wir gebieten und wir gehorchen, und in beiden zusammen erst sind wir Menschen. Und weil wir diese beiden Stimmen in uns tragen, das Wort und die Antwort, das Gebot und den Gehorsam, deswegen sind wir Volk Gottes im Geiste, in seinem Ebenbilde. Und so sind wir geschaffen worden, daß jeder von uns abwechselnd die Eigenschaft entwickeln und pflegen darf, die dem Volke Gottes in diesem Augenblick abgeht und um die es vermehrt werden muß, um zum Volke Gottes zu werden. Gott kann nur schaffen, wo diese beiden Eigenschaften im Gleichgewicht sind. Er zieht sich zurück von seinem Gemächte und läßt uns, Volk und Staat und Überwinder, verfallen, vergehen. Zwölf Jahre statt tausend Jahre dauerte das Dritte Reich, weil dort der Wille überspannt worden ist. Der Schoß der Völker, aus dem ewiges Leben hervorgeht, ist der ewige Mensch, der noch Medium ist, Vermittler zwischen Aktiv und Passiv. Zwischen „Mein Wille geschehe“ und „Dein Wille geschehe“ steht eine ewige Versuchung. Es kann nun kein Zufall sein, daß sich nach dieser ungeheuren

Verschwendung der Wahrheit in den letzten vierzig Jahren in der Wiederentdeckung des Weiblichen die alte Wahrheit von der Menschwerdung Gottes neu bei uns meldet. Wenn der Menschensohn erscheinen mußte, um das Volk Gottes auf Erden neu in die Mitte der Geschichte hineinzusetzen, um jeden von uns zu warnen, daß die Zeiten, die der naive Mensch erlebt, nicht Gottes Zeiten sind, sondern daß Gott die Welt längst erlöst hat, bevor wir auch nur geschaffen worden sind, dann ist es kein Wunder, daß nach so viel Jahrhunderten des Mißbrauchs und der Verelendung und der Schwächung des göttlichen Geistes heute sozusagen ausdrücklich das Weibliche, das Leidende in Form der Tochter Gottes statt des Sohnes berufen werden muß. Es ist heute nicht gut und nicht nützlich, viel von Adam zu reden, aber von den Evas wird man reden müssen — nicht so sehr sollte vielleicht von ihnen, als zum ersten Mal muß zu ihnen geredet werden als zu denen, die zwar hingerissen werden in den Elektronenlärm der Großstadt, die aber doch zur Besinnung kommen müssen mit dem Gefühl der unendlichen Zeit, die auf sie wartet und die jene einzige Tiefe hat, in der aus bloßen Elektronen Schönheit, Gestalt, Ordnung und Friede werden kann.

Wo zwei und drei versammelt sind in seinem Namen, da ist er mitten unter ihnen, hat der Herr verheißen, und da fängt jedesmal ein Volk Gottes wieder an. Und ich erzählte von dem alten Arnobius, der in seiner Schrift „De Vocatione gentium“ keinen Unterschied zwischen David, Christus und allen Kriegführern des Geistes gesehen hat. Aber wenn er von dem „bellator spiritualis“ spricht, so ist das immer noch ein Maskulinum, und vielleicht sollten wir also nun von der „bellatrix“ zu reden anfangen, den „bellatrices“, die ja zum Glück auch etwas mit „Schön“ zu tun zu haben scheinen. Die „Kriegsführerinnen des Geistes“, das sind die Menschen, die aus allen Versuchungen des Alltags aufwachen zu der ungeheuren Aufgabe: zu harren, Frucht zu tragen. Über alle Zeit, die jetzt dem Menschen erträglich dünkt, wird er warten und harren müssen, der die Fruchtbarkeit dem Asphalt unserer Großstädte wieder abgewinnen will. So, wie wir heute leben, ist die Fruchtbarkeit sozusagen nur noch ein Überrest alter Ordnungen, romantischer Ordnungen der Bauernschaften, der Kleidermoden, der Traditionen auf dem Lande. Die Wirklichkeit sieht ja so aus, daß wir aus den hastig lebenden, frühreifen, geschlechtsüberforderten Kindern von zwölf, dreizehn und vierzehn Jahren herauswachsen lassen müssen langsam reifende, geduldig wartende, gläubig staunende, immer noch nicht ermüdete Seelen. Hier ist also der Weg des Volkes Gottes neu offenbart. Die alte Zeit hat in den Leiden der Märtyrer, in dem Harren der Kinder Israels in der Wüste immer wieder um solche Verlangsamung des Lebens gewußt.

Und eines kann man also mit Sicherheit der Lehre vom Völkerschiff hinzufügen: Nicht nur wird das weibliche, das passive Element und das Medium zurückgewinnen jenseits Mann und Weib, in dem es gleichgültig ist, ob ich aktiv oder passiv zu wirken habe, wenn ich nur Gottes Gebot in diesem Augenblick erfasse und je demnach mich aktivistisch oder passivistisch verhalte; es wird auch die Länge der Zeit, die Quarantäne, die Enthaltensamkeit, mit der ein Mensch immer noch und noch und noch die Zeit für nicht gekommen und für nicht reif hält, die Bedingung sein für den Sinn, Mensch und Gott überhaupt in einem Atem zu nennen. Gott weicht in seinen Himmel zurück, sobald wir seine Schöpfungszeiten vergewaltigen. Er hat sich zurückgezogen, und deswegen, im Gefühl dieser Vereinsamung, habe ich darum gebeten, vom Volke Gottes einstweilen nicht zu reden. Als Verheißung darf vielleicht unsere Stimme dieses Wort dann wieder in den Mund nehmen, wenn wir als die Qualität das „Noch-nicht“, „Noch-lange-nicht“, „Wer-weiß-wann“ hinzufügen. Mit der äußersten Geduld gegenüber dem Gebrauch dieses heiligen Namens gewinnt das Volk Gottes die Qualität aus dem 22. Psalm zurück, die ihm heute verlorengegangen ist — die Qualität der Berufung, die Qualität der endgültigen Bestimmung zu neuer Fruchtbarkeit, zu einem Augenblick, wo der Mensch und das Volk nicht mehr im Gegensatz stehen, weil ein Völkerschiff gläubig ihr Einatmen, Innhalten, Ausatmen bestimmt.